

te, Zähne zog und eine kleine Landwirtschaft betrieb. Als sein Vater starb, übernahm er auch den Leichenschauerdienst.

Karl Friedrich Leibiger III (1884—1937), der Sohn des Obengenannten, erlernte das Friseurhandwerk in Karlsruhe. Nach seiner Lehre half er seinem Vater im Geschäft und in der Landwirtschaft. Er war Leichenschauer bis zu seinem Tode 1937.

In der nachfolgenden Generation übernahm von den beiden Söhnen Karl Leibiger IV (1907—1979) das Friseurhandwerk seiner Vorfahren, der Bruder Wilhelm Leibiger (1908—1980) wurde Blechnermeister und Leichenschauer.

Als letztes noch erhaltenes Hilfsmittel seiner Vorfahren, das diese zur Entfernung von Fremdkörpern aus dem Auge verwendeten, erhielt ich von Karl Leibiger IV ein kleines Körperchen, einer (durchgeschnittenen) halben Erbse ähnlich. Er nannte es „*Fuchsauge*.“ Es wurde in das Unterlid eingelegt und das Auge etwa 10 Minuten lang verbunden. Nach Entfernen des Verbandes und Herausnahme des „*Fuchsauges*“ hing — wie Leibiger mir versicherte — der Fremdkörper daran. So einfach war das.

So reichte der einst weit verbreitete Beruf des Wundarzneidieners, verbunden mit dem Beruf des Baders und Friseurs durch Generationen der Familie Leibiger in unserm Dorf bis herein in unsere Gegenwart.

„*Brücher*“ und „*Brücherinnen*“

Von den Frauen und Männern, die sich in unserem Dorf auf dem Gebiet der Heilkunde betätigten, konnte nur ein Teil erfaßt werden. Durch Erfahrung und Überlieferung, dank einer geschickten Hand, ausnahmsweise auch bei der Versorgung von kleineren Verletzungen und als kraftvolle gegenüber der Umgebung hervortretende Persönlichkeiten, die in ihrem eigenen Familienkreis wirkten, sind einige über den dörflichen Bereich hinaus bekannt geworden. Den einen oder anderen hat man lediglich in der Nachbarschaft, bei Bekannten und Verwandten zu Rate gezogen, ohne daß man heute noch über diesen kleinen Wirkungskreis Kenntnis hat. Diese Letzteren sind heute vergessen oder nur noch wenigen in Erinnerung.

In Zeiten, als die Bevölkerung, vor allem auf dem Lande, noch nicht ärztlich versorgt wurde, waren solche Menschen die einzigen, die in Krankheitsnot und Todesangst der Leidenden in den ärmlichen Krankenzimmern früherer Zeiten Hilfe bringen, Schmerzen lindern und Hoffnung geben konnten. Der Glaube dieser Kranken an ihre Helfer hatte Dimensionen, die wir moderne Menschen einer aufgeklärten Zeit überhaupt nicht mehr nachempfinden können. Für uns ist die Krankheit weitgehend zum unvermeidlichen Übel geworden, das, wenn irgend möglich, ohne Unterbrechung der Tagesarbeit hinter sich gebracht werden muß. Unsere Generation, der die Segnungen moderner medizinisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse selbstverständlich sind, hat die Furcht vor der Krankheit weitgehend verloren. Jene, bis in die Tiefe der Seele